Noch einmal Wiegen, Wägen und Verwandtes : (ein Ausschnitt aus dem Leben der deutschen Sprache)

Autor(en): **Bruckner, Wilh.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-419923

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich)
März/Ostermonat 1944
(April)

Achtundzwanzigster Jahrgang
Nr. 3/4

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten mit dem Mitgliederbeitrag 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Zum Gedächtnis

Schon wieder hat der Tod eine schmerzliche Lücke in unsere Reihen gerissen. Am 21. Hornung starb im 55. Lebensjahre

Dr. phil. Heinrich Baumgartner

Professor für Sprache, Literatur und Volkskunde der deutschen Schweiz an der Hochschule Bern,

der Nachfolger unseres unvergeßlichen Otto von Greyerz, ein treues und eifriges Mitglied des Deutschschweizerischen Sprachvereins und unseres bernischen Zweigvereins.

Baumgartner stammte aus dem bernischen Volkstum und machte dessen sprachliche Erforschung zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen Arbeit. Er begann mit den „Mundarten des Berner Seelandes" und untersuchte später unter dem Titel „Stadtmundart, Stadt- und Landmundart" die mannigfachen sprachlichen Strömungen der Stadt Bern. Von Otto von Greyerz hatte er den Auftrag und die Stoffsammlungen für ein stadtbernisches Wörterbuch übernommen, das nun auch er unvollendet liegen lassen mußte. An der Jahresversammlung 1931 stellte er an der Sprache der Skifahrer die sprachbildenden Kräfte dar, die trotz allen mundartlichen Niedergangserscheinungen doch auch noch vorhanden sind. Aber er beschränkte sich nicht auf das Berndeutsche, sondern arbeitete mit im Ausschuß des „Schweizerdeutschen Wörterbuchs" (des „Idiotikons"), am Atlas der schweizerischen Volkskunde und war einer der beiden Begründer des Sprachatlasses der deutschen Schweiz, über den er uns an der Jahresversammlung 1941 den dann in der Rundschau jenes Jahres veröffentlichten schönen Vortrag gehalten hat. Aber auch im Schweizerdeutschen fand er nicht die Grenze seines Gesichtskreises. Er untersuchte die Sprache Gotthelfs, den man ja nicht einfach zu den Mundartdichtern zählen darf, und betonte in seiner Würdigung Simon Gfellers, daß dieser zu Unrecht als ausschließlicher Mundartdichter gelte. Und vom Deutschschweizerischen ging er weiter zum Gesamtdeutschen: in der Rundschau 1932 hat er sich in einem trefflichen Aufsatz mit wenigen Vorbehalten zur deutschen Hochsprache bekannt und im Heft 1930 die Erziehung zur Zweisprachigkeit in Haus und Schule grundsätzlich abgelehnt — beides verlangte damals noch (oder „schon"?) nicht wenig Mut. Im Zweigverein Bern hat er zwölf Vorträge gehalten; der letzte brachte eine Übersicht über die stadtbernischen Sprachverhältnisse „Vom Patrizierdeutsch zum Mattenenglisch".

Die Sprachwissenschaft, insbesondere die schweizerische Mundartkunde, ihr wichtiger Teil, hat an Heinrich Baumgartner viel verloren, aber auch der Deutschschweizerische Sprachverein und sein bernischer Zweig. Wir wollen seiner dankbar gedenken.

Herzlichen Glückwunsch zum sechzigsten Geburtstag

entbieten wir unserm treuen Mitglied

Dr. Emanuel Stickelberger in Basel

(geb. am 13. März 1884)

Stickelberger hat mit seinen geschichtlichen Erzählungen unser deutschschweizerisches und damit das gesamtdeutsche Schrifttum in wertvoller Weise bereichert. Er hat aber auch den Mut gehabt, sich in seinem Sammelband „Im Hochhus" unter dem Titel „Gut deutsch oder kauderwelsch" entschieden zu unsern Grundsätzen zu bekennen und sie in seinen Werken auch anzuwenden. An unserer letzten Jahresversammlung in Basel hat er uns aus seinem neuesten, damals noch nicht veröffentlichten Werk eindrucksvolle Stellen vorgelesen. Wir danken ihm und wünschen ihm noch eine recht fruchtbare Zeit.

Noch einmal **Wiegen, Wägen** und Verwandtes

(Ein Ausschnitt aus dem Leben der deutschen Sprache)

Mancher, der in der Jännernummer die Ausführungen über wägen und wiegen gelesen hat, hat sich wohl mit Erstaunen gefragt: wie kommt es nur, daß bei diesem Zeitwort eine derartige Unsicherheit besteht, daß der Sprachgebrauch unserer großen Dichter und Schriftsteller gar nicht einheitlich ist. Der eine oder andere mag beim Lesen auch ein gewisses Unbehagen verspürt haben, das Gefühl, daß hier vielleicht doch etwas nicht ganz stimme. Unterscheiden wir doch in der Mundart noch ganz lebendig Einzahl und Mehrzahl: dä Epfel wigt binoch e halb Pfund und drei zämme wäge mer (mehr) as e Pfund. Wer beim Sprechen oder beim Lesen gelegentlich eine solche innere Stimme hört, die ihn vor dem Gebrauch einer Form warnt, der wird gut tun, darauf zu achten. Unser Sprachgefühl hat im Grunde immer recht.

Wer nun aber auf seinen eigenen Sprachgebrauch und den der andern Leute genauer achtet — und zwar auch wenn sie Mundart reden —, der wird bald merken, daß solche Unsicherheiten nicht nur beim Verbum wägen/wiegen bestehen, sondern noch bei vielen andern, wenn auch nicht im selben Umfang. So hat vielleicht mancher, der bellen wie ein schwaches Verbum braucht (der Hund bellt, hat gebellt) von einem alten Bekannten, in dessen Familie man immer einen Hund hatte, oder auf einem Bauernhof die Form er billt gehört oder er het bulle. Ähnlich kann man in der Ostschweiz von weben noch eine Form hören wie er wibt, und für den Schreiber war es eine freudige Überraschung, vor wenigen Jahren eine alte Basel-

bieterin erzählen zu hören: me het gwäben ung gsunge. Solche Beispiele zeigen uns zweierlei: 1. es sind großenteils sog. starke Verben, in deren Präsensformen e und i wechseln, bei welchen wir allerlei Störungen und Unsicherheiten beobachten können, und 2. die ursprünglichen Formen sind von denjenigen Verben besser erhalten geblieben, die man im Leben vielfach braucht, wobei natürlich in verschiedenen Landesgegenden und auch in verschiedenen Familien der Sprachgebrauch sich je nachdem verschieden entwickeln konnte.

Diese Verben mit dem Wechsel von e und i gehören zwei Ablautreihen an, deren mhd. Formen mit denen unserer Mundarten weithin übereinstimmen — soweit sie nicht, wie die einfache Form der Vergangenheit, der Mundart verloren gegangen sind. Als Beispiele seien genannt: mhd. nemen „nehmen", ich nime, er nim(e)t, wir nemen, er nam, genomen und mezzen „messen", ich mizze, er mizzet, wir mezzen, er maz, gemezzen*.

Den Gründen dieses Wechsels von e und i wollen wir hier nicht nachspüren, auch nicht der Frage, warum die Schriftsprache in der ersten Person das Ausweichen in i nicht mitmacht: ich nehme gegen ich nim. Hier sei nur noch angemerkt, daß dieses e ein ganz offenes e ist, das wir darum in den mundartlichen Beispielen am besten mit ä bezeichnen; ebenso ist das i ein offenes (dunkles) i. Wenn man heute neben wigt in der Mundart auch gelegentlich mit Diphthong wiegt zu hören bekommt, so ist diese Aussprache dem Einfluß des Schriftbildes zu verdanken.

Vielgebrauchte und darum guterhaltene Beispiele dieser Ablautreihen sind etwa: brechen, sprechen, stechen, treffen, stehlen, sodann geben, treten, essen, fressen, vergessen. Störungen des ursprünglichen Formenbestandes sind aber nicht etwas, was erst in der neuesten Zeit eingetreten wäre; sie lassen sich schon frühe beobachten, was auch ein Blick in ein mhd. Wörterbuch zeigt: es sind Ausgleichungen ganz verschiedener Art; ein jeder Fall ist eigentlich für sich zu betrachten.

Ein besonders frühes Beispiel liegt vor in ziemen = mhd. zemen, das wie nemen geht; also ez zam, wo wir heute es ziemte sagen. Von alters her ist natürlich ez zimt die am meisten gebrauchte Form, und von ihr aus ist dann das heutige Zeitwort gebildet worden; schon Luther sagt: „Die Schaubrote, die ihm doch nicht ziemten zu essen." In verschiedenen andern Fällen wird heute — wie in wägen — statt e im Präsens ä geschrieben, so in gebären und rächen. Das erstere erklärt sich daraus, daß von diesem Verbum, das den Mundarten bis auf das Partizip geboren so ziemlich verloren gegangen ist, sie gebar die zumeist gebrauchte Form war; durch die Schreibung mit ä hat man dann die Präsensform dieser angenähert. Noch Luther schreibt übrigens: „Deyn weyb Elisabeth wirt dyr eynen son geperen." Mit dem anderen steht es ähnlich; auch rächen wird in der gewöhnlichen Umgangssprache ganz selten gebraucht — jedenfalls bis vor kurzem —, unsern Mundarten fehlt es fast gänzlich; da hat man nun durch die Schreibung mit ä das alte rechen an das Substantiv Rache anzugliedern gesucht. Jetzt geht das Wort fast wie ein schwaches Verbum (er rächt, rächte für ält. richt, rach), nur in der Redensart „etwas nicht ungerochen lassen" hat sich noch ein Rest des alten Formenbestandes erhalten.

Es ist natürlich ausgeschlossen, alle die Verben, die ursprünglich wie nemen, ich nim gingen, hier zu besprechen. Nur Weniges sei hier noch erwähnt. Scheren hat zwar das e in der Schriftform festgehalten, aber in der Schriftsprache wie in der Mehrzahl unserer Mundarten hat das Wort den Wechsel von e und i aufgegeben: also er schert, Imp. scheren, soweit das Wort nicht durch andere Ausdrücke verdrängt ist. Nur in einigen, meist abgelegenen Mundarten im Bernbiet, Wallis und Graubünden sind noch die alten Formen im Gebrauch: ich schire, er schirt, Imp. schir. Wir werden daraus, nach dem was wir oben ausgeführt haben, schließen müssen, daß das Scheren (der Schafe, vielleicht auch von Mann und Kindern) im Leben der Bergbauern eine wichtigere Rolle spielt als im Leben des Städters. Wir kennen ja sonst eine solche Form höchstens noch aus der schriftsprachlichen Redensart „Was schiert mich das?" Eine kleine Störung anderer Art läßt sich beobachten bei der Sippe der zu erschrecken „zusammenfahren, aufspringen" gehörigen Worte. Neben erschrecken (mundartlich auch verschräkke), das seit mhd. Zeit bis heute regelmäßig starke Formen bildet, steht das transitive Verbum erschrekken „einen zusammenfahren machen", dazu erschreckte, erschreckt. Diesem Wort kommt eigentlich ein geschlossenes (helles) e zu, wie in erschrecklig. Nun ist freilich für das Hochdeutsche der Unterschied der beiden e — wir dürfen wohl sagen „leider" — durch die geltende Regelung der Aussprache ausgeglichen worden. In der Mundart dagegen wird die alte Unterscheidung weiter gemacht, wie wir besonders deutlich an den zwei Wörtern stecken (z'mits drin stäkke blîbe und ebbis îne stekke) beobachten können. Aber das schwache Verb erschrekke richtet sich in der Aussprache vielfach nach dem andern und wohl auch nach dem Substantiv Schräkke, und nun hört man nebeneinander mit geschlossenem und mit offenem e er het mi erschrekt und erschräkt. Auch in einer solchen Kleinigkeit erkennen wir die lebendige Entwicklung der Sprache.

So können wir, auch wenn wir auf die mundartliche Sprechweise unserer Mitbürger achten, allerlei Veränderungen feststellen, die ein kleines Stück Sprachgeschichte darstellen. Wenn wir z. B. die jüngere Generation heute meist sagen hören er gseet nig guet, es gscheet au gar nit, wo die älteren Leute noch wie in der Schriftsprache mit i er gsit, es gschit sagen, so vollzieht sich da bei sehen und geschehen derselbe Vorgang, der bei weben oder pflegen schon seit langem eingetreten ist.

Gelegentlich freilich spürt man ein inneres Erschauern, wenn man Schüler der Volksschule auf der Straße sich unterhalten hört. Da vernimmt man Formen wie äß das oder wer hälft mer. Wenn man sich in Sorgen Gedanken darüber macht, daß das lebendige Sprachgefühl unserer Jugend so völlig abhanden kommt, so drängt sich einem die Vermutung auf, daß es sich da vielleicht um Nachkommen von zugewanderten Italienern oder andern Fremden handelt. Daß solche ja der Sprache ihrer neuen Heimat gegenüber kein sicheres Gefühl haben, ist nicht verwunderlich. Man müßte da freilich dem einzelnen Fall genauer nachgehen, und dann wäre es reizvoll, auch die weitere Entwicklung dieser Sprachverhältnisse zu verfolgen. Auch an andern Orten mag sich dazu Gelegenheit bieten. Wilh. Bruckner, Basel.

* In mittelhochdeutschen Texten bezeichnet z sowohl unser z als unser s.

Erinnerungen eines Leipziger Musensohnes

Vielen ehemaligen Schweizer Musensöhnen wird wohl wie mir wehmütig ums Herz geworden sein bei dem erschütternden Gedanken, daß die ehrwürdige alma mater, die älteste